

Von Lötchen nach dem Lago Maggiore [Fortsetzung]

Autor(en): **Balmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 40

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Eigentümersfamilie Affolter-Wiedmer hat dafür gesorgt, daß das ganze Besitztum in bestem Zustande erhalten ist. Eine Prüfung der Gebäude durch das Kantonsbauamt und durch das sachverständige Mitglied unserer Direktion hat einen durchaus günstigen Befund ergeben. Die drei mit Möbeln und Geräten gut ausgestatteten Gebäude erscheinen beinahe wie eigens für unsere Zwecke erstellt und werden als Mädchenhaus, Knabenhaus und Werkstattgebäude mit Meisterwohnungen ohne wesentliche Umbauten bezogen werden können. Hingegen muß ein Anbau für den Werkstattbetrieb und ein kleineres Oekonomiegebäude errichtet werden; ferner ist die Heizungs- und Wascheinrichtung zu ergänzen. Bei dem voraussichtlich andauernden Wachstum der Anstalt wird in den nächsten Jahren eine Erweiterung des Knabenhauses nicht zu umgehen sein.

Ein Umschwung von 5 Hektaren enthält Anlagen, Wald, Wiesen und einen sehr willkommenen und gut angelegten Gemüsegarten.“

Eine nun schwierige Arbeit erwächst der Anstaltsleitung durch die Verlegung nach Faulensee: die Beschaffung der Geldmittel zur Tilgung der Rausschuld in der Höhe von zirka Fr. 150,000. Ganz richtig bemerkt der Jahresbericht, daß ein solcher Schuldenreiß als lähmende Sorge auf der Anstalt laste, und daß er mit Rücksicht auf den gedeihlichen Gang des Haushaltes so rasch wie möglich getilgt werden sollte. Wir hoffen zuversichtlich, daß es der rührigen Anstaltsleitung gelingen werde, dieses Ziel zu erreichen, und daß ihr Appell an die Freunde der blinden Kinder — und wer wollte ihnen nicht Freund sein! — ein lebhaftes Echo finden werde.

Wir möchten unsern Bericht mit einer kleinen Anregung zuhanden der Anstaltsleitung und unserer Leser schließen. Wer hat sich nicht schon gefragt angesichts der Massen von Kränzen und Blumen, die von innerlich recht unbeteiligter Seite in ein Trauerhaus gesendet wurden, ob für das solchermaßen gedankenlos verschwendete Geld nicht eine bessere Verwendung am Platze wäre? Stirbt da irgend ein Politiker oder Geldmensch mit einem riesigen Vereins- und Bekanntenanhang: sein Leichenzug füllt die Straßen der Stadt, für Tausende werden Kränze nachgetragen — ein Schauspiel für neugierige Gaffer — oft ein Vergernis für seine politischen Feinde und Neider. Anderswo stirbt ein heldenhaftes armes Frauelein von seinen Kindern weg — einige dürftige Kränzlein von der Liebe gesendet folgen ihm zum Grab. Wir fragen: Ist jenes Kränze-Schauprägnis, jene Propaganda des Klassenhasses oder des Mammonsdiens auf dem Gang zum Grabe nicht ein verachtungswürdiger Anflug? Und ist dieses schlichte Abschied-



Waldweg zum Garten.

nehmen vom Menschen, wie er lebte, liebte und litt, nicht würdiger und schöner? Es dürfte u. E. füglich zur Sitte werden, daß entferntere Verwandte, Freunde und Bekannte an Stelle von Kränzen mit der Trauerkarte die schlichte Mitteilung ins Trauerhaus schickten, sie hätten zur Ehre des Verstorbenen 5, 10 oder 100 Franken in die Anstalt so und so, beispielsweise in die Blindenanstalt Faulensee, geschickt. Die betreffende Anstaltsleitung würde es sich zur angenehmen Pflicht machen, eine Bestätigung des Geldempfanges in jenes Trauerhaus abgehen zu lassen. An der Zahl und Summe dieser Quittungen hätte die Trauerfamilie einen Maßstab für die Wertschätzung, die der liebe Verstorbene erfahren und gleich wie bei den Kranzpenden Grund, für die „erwiesene Teilnahme“ herzlich zu danken. Mit großer Genugtuung würde der Anstaltsvater vielleicht an die Zeitung berichten: „Zu Ehren des in B. verstorbenen N. N. wurden uns Trauerspenden im Betrage von Fr. 650 zugesandt, was uns ermöglicht, einen neuen Parlographen (Diktat- und Schreibmaschine für Blinde) anzuschaffen, zur großen Freude unserer blinden Schüler und ihrer Lehrerinnen.“ Daß solche Zeitungsnotizen vom Publikum zustimmend gelesen würden, glaube ich bestimmt. Wer macht den Anfang? H. B.

Bon Löttschen nach dem Lago Maggiore.

Reisebriefe von Emil Walmer.

Ascona, im August 1920.

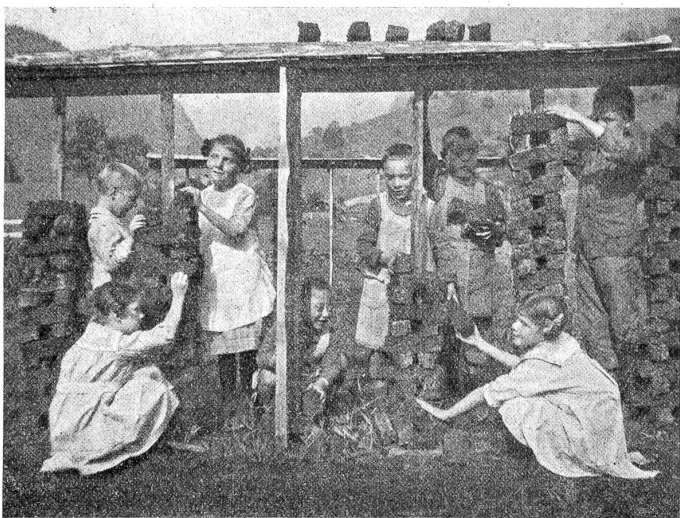
Grüßti Hansli!

Herzlichen Dank für Deine Nachrichten aus Bern. Es freut mich, daß Ihr einen schönen Sonntag verlebtet auf unserer Dürrentannen. Das nächste Mal bin ich dann auch wieder dabei. — Bald sind ja meine Ferien zu Ende und hart wird der Anfang ins Alltagsleben sein. Oh, wenn ich nur die Zeit aufhalten könnte! Aber doppelt schnell, dünkt mich, schlagen die Stunden vom Campanile!

Ich habe mir nunmehr fest vorgenommen, alle Jahre hierher zu kommen. Es ist halt alles viel zu schön, um es in einem Male auskosten zu können. — Immer wieder wünschte ich in diesen Tagen, doch einige meiner Freunde bei mir zu haben, damit wir uns in all das Schöne und Gute hätten teilen können. Diesen Wunsch habe ich überhaupt immer, wenn ich allein bin, um etwas Großes und Unvergessliches zu genießen. — Ich habe nun auch die Zimmer — man kann schon fast sagen Gemächer —



Am Parlograph: Diktat.



Anschauungsunterricht im Freien: Was mit dem ausgegrabenen Torf geschieht

gesehen, die für meine Kameraden bereit waren. Es ist einfach für immer schade, daß sie nicht gekommen sind, sie hätten es trotz bösen Fußes und bösem Bein und zungerottem Magen wagen sollen. Hier wären sie sicher bald gesund geworden. — Gestern morgen war ich in Locarno, um Einkäufe zu machen. Da habe ich auch nach Ermanno gefahndet, aber der prächtige Palazzo, in welchem er nun bei einem Fürsprecher arbeitet, war hermetisch verschlossen. Seine Schwester sagte mir dann, er sei am Sonntag in die Berge nach Dalpe gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Ich kam nun sogleich „nacke“. Der liebe Junge ist nämlich sterblich verliebt und hat nun seine Amorosa — pardon — Fidanzata in der Sommerfrische besucht und vergaß begreiflicherweise darüber Geschäftspflichten und Freund und alles andere. Ich verzeihe es ihm ja gerne.

Gestern abend muhte ich meinen Amici eine Rösti nach Bernerart machen. Sie hatten aber in der sonst wohlbestellten Küche nur lauter Butter, und zu einer regelrechten Rösti gehört halt doch „Schmutz“ dazu, oder? Und darum ist sie meines Erachtens auch nicht ganz so gut geraten, wie etwa die auf der Dürrentannen. — Am Abend luden uns drei Deutschschweizer ein zu einem lustigen Abend in ein Restaurant am Bergabhang. Ein kleiner Bube spielte uns dort den ganzen Abend auswendig die schönste Opern- und Tanzmusik, und die offenbar hochmusikalischen und langesfreudigen Wirtsleute trillerten alte und neue Tessinerliedli, daß es eine Art hatte. Es klang fast so schön und stark, wie man es etwa in Bern auf dem Bärenplatz zuweilen hören kann! — Der süße Usti, der noch etwas besser war, als unsere Hollunderlimonade zu Hause, versetzte uns in die fröhlichste Stimmung, und wir sangen und tanzten — das lehtere aber nur nach der alten Mode — nach Herzenslust.

Die Signora Emilia wurde an diesem Abend zu einer Sterbenden gerufen. Ich wußte es ja längst, daß sie der Engel des Dorfes ist. Wie manches Fraueli sucht bei ihr Trost und Hilfe, wenn ihm etwas fehlt, und vielen Mitmenschen hat sie schon helfen können. Sie besitzt aber auch eine große, wohlausgestattete Hausapotheke. Und wenn mit dieser nicht geholfen werden kann, so hilft oft ein tröstendes Wort. Die Signora Emilia weiß genau, ob ihr Rat und ihre Tat genügen, oder ob der Doktor nötig ist, und viel und oft geht sie dann mit den Patienten zu dem befreundeten Arzt des Dorfes. In der schrecklichen Grippezeit ist sie so recht zur Trösterin und Segenspenderin geworden. Sie hat in edler Aufopferung dem Notlazarett vorgestanden, und wenn sie am Abend spät heim wollte, um ihre eigenen Kranken zu pflegen, dann haben sie wehklagende Nachbarn am Arm genommen und sie an das Lager der Fiebernden

geführt, auf daß sie ihnen helfe. Und sie hat in dieser Zeit Uebermenschliches geleistet. Sie nahm sich der armen Kranken an, die von den Gesunden feige verlassen wurden. Sie hat die Sterbenden getröstet und den Toten die Augen zugebrückt und sie angezogen, als alle anderen entsetzt und angstvoll sich fernhielten. Und wunderbarerweise ist sie von der Seuche verschont geblieben.

Heute habe ich vielleicht den schönsten Ferientag verlebt. Am Morgen fuhr ich mit Beppino und Fräulein Linda zum Zollhaus Balmara; dort kam ich mit meinen Freunden ohne Schwierigkeit über die Grenze, und drüben vor der italienischen Dogana wartete schon das andere Automobil, das uns nun den ganzen Lago Maggiore entlang führte, an Schlössern, Villen, weißen Dörfern und Städten vorbei bis hinab nach Ballanza. Die Fahrt dem See nach war höchst reizvoll. Am Hafen von Intra sah ich auffallend viel Müßiggänger. Sie lagen und saßen auf den heißen Ufermauern und träumten in den blauen See hinein. Man sieht es deutlich: Es fehlt auch hier an Arbeit. Die Fremden, die lieben Forestieri, wollen immer noch nicht

kommen, und eine fast schwermütige Stille brütet über den herrlichen Gestaden. Wenn sie dann aber einmal wieder da sind, dann kommt auch das Singen und Lachen der Barcaioli, das laute Geschrei der Gepädträger, Zeitungsausrufer und Fruchthändler von selbst wieder. So nach und nach wird doch das alte gemütliche fröhliche Leben wiederum in die lachenden Dörfer und Städte einziehen. — Den Fremden begegnet man heute mit größter Freundlichkeit. Vörläufig sind die wenigen Reisenden zwar fast alles Italiener selbst. Den vereinzelt Deutschen fällt man fast um den Hals; da ist aller Haß, wenn er überhaupt jemals bestanden hat, völlig verschwunden. Lange nicht so „wohl an“ sind die Franzosen. „Was man eigentlich in England von den Franzosen halte“, fragte neben mir im Auto ein italienischer Fürsprecher einen langen hagern Engländer. Und als der letztere nicht recht mit der Sprache ausrücken wollte, meinte der lebhaftere Römer: „Ich habe den ganzen Feldzug als Offizier mitgemacht, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Italiener und Franzosen sich in den Schützengräben bekämpften, und ich sage es immer noch, es ist die größte Dummheit gewesen, daß wir jemals mit den Franzosen gemeinsame Sache gemacht haben.“ So der Italiener. Der rotblonde Sohn Albions räuspert sich und sieht sich um. Es folgt eine beunruhigende Stille. Da fängt zum Glück der Motor an zu rattern, und der Kraftwagen fährt weiter; mit unheimlicher Geschwindigkeit nimmt er die Ränke, trotzdem die Straße immer belebter wird — Fächerpalmen allein fliegen vorbei, vornehme weiße Hotelpaläste schauen uns tiefernt und verschlossen an, der Blick weitet sich, wir sind in Ballanza. — Du weißt, daß ich auch in Neapel gewesen bin, und zwar habe ich den Golf und Capri beim schönsten Wetter gesehen, aber glaube mir, Hansli, als wir auf einer Barke lautlos dahinglitten über den See und die hohen blauen Berge und die weißen Häuser von Ballanza, Stresa und Baveno sich widerspiegeln in den tiefblauen Wassern und eine Insel nach der andern auftauchte und nahte, da muhte ich diese paradiesische Landschaft immer wieder vergleichen mit Neapel; und sie läßt sich zweifellos vergleichen, wenn man einen kleinern Maßstab anlegt.

Auf der Isola bei Pescatori tafelten wir gar nobel in einem schattigen Garten direkt am See. Der Hochsommertag, die Blumenfülle, die braunen Menschen, die engen Gäßchen, die ausgespannten Fischnetze und die vielen Barken und Segler, das alles erinnerte mich wieder an Pozzuoli. Und es hätte ebenfogut dort unten sein können. Unser Schiffer schlief seelenruhig in der Barke, als wir zum Strand zurückkehrten. Behend sprang er in die Höhe auf unsern

Ruf, und flink ruderte er uns hinüber nach dem Wunder-
eiland der Mola Bella. Das gewaltige Fürstenschloß der
Borromei macht von außen einen unschönen, düstern Ein-
druck. Umso glänzender und reicher ist sein Inneres. Es
ist schöner als gar manches Königsschloß, und wenn Du
die lange Flucht der märchenhaften Säle durchwanderst,
da wird Dir fast gschmuck ob soviel Glanz und Reichtum.
Die seltensten Marmormosaiken, die reichsten Gobeline, die
berühmtesten Gemälde, die vornehmsten Säulenhallen zeu-
gen noch heute von der Prachtentfaltung und Macht dieses
Fürstengeschlechtes. Am großartigsten ist wohl der ganz in
Weiß und Gold gehaltene marmorne Festsaal. Durch die
hohen Bogenfenster blaut der glitzernde See. Es ist schade
um all diesen toten Glanz. In einem solchen Brunksaale
möchte ich einmal eine große Oper mit festlichem Aufmarsch
sehen, so etwa der Einzug der Gäste auf der Wartburg! —
Auch das Bett, in dem Napoleon vor der Schlacht vor
Marengo geschlafen hat, ist ein recht gäbiges Stuhl. Es ist
ein Thronbett mit einem schweren gelbseidenen und reich
mit Gold verzierten Baldachin, und wenn die Federnmatratze
so gut ist wie das übrige schön, so hätte der große Korfe-
sicher selig schlafen sollen; er ist aber scheint's oft von bösen
Träumen geplagt worden.

(Schluß folgt.)

Im Rosengarten.*

Einst trugen sie mein Großmütterlein
Auf hellen, baumumkränzten Wegen
In einen stillen Friedhof hinein,
Wo Rosen blühten in den Gehegen,
Schneeig-weiße und flammend-rote,
Daß es durch die Zypressen lohnte,
Alle die stummen Schläfer grüßte
Und ihnen die letzte Ruhe versüßte. —
Vor Jahren standen noch Stein an Stein,
Doch keinen trug man mehr hinein
In jenen stillen, sonnigen Garten.
Die schlanken Zypressen wuchsen und harrten,
Die Linden wölbt ihr Blätterdach,
Die Steine barstten allgemach
Und standen umwuchert von Epheu und Moos. —
Bald löste die Zeit sich vom Alten los,
Sie warf beiseite Stein um Stein,
Die Schaufel hob zerfall'nes Gebein
Vergessener Menschen, die dort schliefen;
Und um der Gräber gefurchte Tiefen
Wob eines Gärtners kundige Hand
Von Rosenbeeten ein leuchtendes Band.
Nun blüht es und duftet wie vor Zeiten,
Grüne Teppiche schwellend sich breiten,
Wasser springen, quellen und schäumen,
Auf dunklem Spiegel Seerosen träumen,
Bildender Künste steinerne Zier,
Aus Götterzeiten Mensch und Getier
Ragen über den Wasserspielen,
Grüßen die frohen Menschen, die vielen,
Die auf den Wegen, den Ruhebänken
Sich in den Zauber des Gartens versenken.
Dann und wann in der Sommernacht
Wird ein lachendes Leben entfacht.

* Der Rosengarten, ein ehemaliger Friedhof des alten Bern,
wurde vor ungefähr Jahresfrist in eine idyllische, öffentliche Promenade
umgewandelt.

Hubelnd tönt es von Flöten und Geigen,
Klingt und singt der rauschende Reigen,
Auf zu den ernsten, hohen Zypressen,
Weit über Tod, ein frohes Vergessen. —
Es schläft die Stadt. Die Gassen dunkeln,
Am Himmel droben die Sterne funkeln,
Die Träume wandeln im stillen Garten,
Die Rosen duften, sie nicken und warten
Hinter verwitterten Mauern geborgen
Auf einen losenden, taufrißigen Morgen.
Und wenn der Sonne goldenes Licht
Durch Linden und Zypressen bricht,
Dann geht ein Rauschen, ein mahnendes Grüßen
Durch die erwachende Stadt zu Füßen,
Und über die Mauer dort am Hang
Schwebt es hinab wie Sphärensang,
Von Tod und Leben, von Sehnen und Warten
Droben im blühenden Rosengarten.

E. Dier.

Polnischer Siegeszug — Roter Rückzug.

Es steht fest, was immer feststand: „Ohne Entente-
hilfe ist Polen verloren“, und es wird umsomehr verloren
sein, je länger sein Krieg mit Rußland dauert. Es steht
auch fest, was in der Natur der Dinge selbst begründet
liegt: „Ein polnischer Vorstoß wird stets ins Leere, ein
russischer stets ins Lebendige“ stoßen. Polen führt nicht
bloß Krieg gegen die Bolschewiki. Sein Programm macht
ihm alle Russen zu Todfeinden. Es mag gegenwärtig im
Bündnis mit General Wrangel stehen, es mag die ukraini-
schen Nationalisten, sprich Gutsbesitzer und römisch-katho-
lische Ostgalizier, auf Grund eines recht zweifelhaften Kom-
promisses für sich gewonnen haben. Morgen, wenn die
Bolschewiki stürzen und neue zaristische oder demokratische
Regenten in Moskau sitzen würden, müßten alle polnischen
Kombinationen wie ein Kartenhaus zusammenbrechen.

Denn diese Kombinationen haben zum Zweck: Los-
trennung der Ukraina von Rußland, Selbständigkeit Li-
tauens und Weißrußlands unter Führung Polens, alles
zum einen, leidenschaftlich verfolgten Zweck, die polnische
Grundherrschaft in den „westlichen Gouvernements“ Ruß-
lands aufrechtzuerhalten. Alles widerstrebt diesem Zweck:
Die unaufhaltbare Befreiung der Bauern, die auf diese
oder jene Weise ihr Land nehmen werden; die beinahe tau-
sendjährige russische Tradition, alle Stämme von den Kar-
pathen bis zur Wolga, alle „Rechtgläubigen“, zu ver-
einigen, Kiew und Moskau, zwei Töchter eines Volkes
zu erretten vor Tataren sowohl als vor Polen. Falsch ist
die künstliche Konstruktion eines nationalen Ukrainertums.
Es wird sich bloß in Ostgalizien erheben, aber nicht zum
Kampfe gegen Rußland, sondern gegen Polen, den tausend-
jährigen Unterdrücker.

Darum kann ein neuer polnischer Siegeszug nicht ent-
fernt von derjenigen Wirkung sein, wie ein Sieg der Russen,
ein Vormarsch nach Osten nicht entfernt die Bedeutung
haben, wie ein Vormarsch nach Westen. Denn so wie jeder
geschichtlich unbegründete politische Akt nicht von Dauer
sein kann und in kurzer Zeit umso elementarer von der
Notwendigkeit zurückgeschlagen wird, so kann auch kein mili-
tärlicher Erfolg anhalten, der in der ganzen Entwicklungs-
reihe einen Widerspruch bedeutet. Er ist nur Vorstufe und
Ueberleitung zum Unabwendbaren und dient nur zum Be-
weis des Satzes, daß nichts ohne zureichenden Grund besteht.

Solche geschichtlich nicht begründete Akte sind die Er-
neuerung des Militarismus in Europa durch die Entente-